

1 Übertreibung und Montage.

Methodologische Vorbemerkung

Die Wahrheit kann man nicht beschreiben, nur erfinden. [...]

Es gibt keine Fiktion, die nicht auf Erfahrung beruht.

Max Frisch

GÜNTHER Anders, Hannah Arendt und Hans Jonas sind im deutschen akademischen Milieu der 1920er Jahre sozialisiert und als Denker vor allem durch eine ebenso intensive wie fruchtbare Auseinandersetzung mit ihrem maßgeblichen Lehrer Martin Heidegger geprägt. Aus dieser Quelle – der Anverwandlung und Revision Heideggerscher Denkfiguren – werden die Anderssche Anthropologie, Arendts Politiktheorie und Jonas' biologische Philosophie gespeist. Originär und originell geraten ihre Entwürfe erst durch die Konfrontation und/oder Kombination einer an Heidegger erarbeiteten Position mit anderen Standpunkten beziehungsweise Disziplinen und Problembereichen, mit Kant, Marx oder Jaspers, mit Biologie, Technik, Politik. Es sind diese Mischungen und interdisziplinären Fusionen, die nicht nur in Fachkreisen für Aufsehen, aber auch reichlich Widerspruch sorgen. So zum Beispiel Hannah Arendts Begriff der Natalität und ihr gegen Heidegger gerichteter Politikbegriff oder Hans Jonas' fundamental-bio-ontologisch fundierte Ableitung moralischer Pflicht aus dem bloßen Dasein von Mensch und Welt, seit Hume tendenziell als Sein-Sollen-Fehlschluss verpönt. Allerdings weist Jonas seine Leser stets ausdrücklich auf philosophische Grenzverletzungen hin. Vermeintliche und tatsächliche Verstöße gegen die (analytische) Hauptströmung seines Faches sind ihm bewusst und werden als solche reflektiert.¹ Mit Günther Anders und Hannah Arendt hat er die Vorliebe für phänomenologische Studien und den interdisziplinären Ansatz sowie eine tiefe Abneigung gegen Denksysteme gemeinsam und er teilt mit ihnen, nicht inhaltlich, aber grundsätzlich und in seinem Fall sogar in Kosmogonie und Theologie ausgreifend, den Zug ins Ontologisch-Anthropologische, ins Normative. Methodisch verfährt Jonas klassisch diskursiv, man könnte auch sagen: konservativ. Er provoziert daher vor allem philosophisch, während an Anders und Arendt auch deren eigenwillige Methodik – im Doppelsinn – reizt. Beide rekurren auf konkrete Ereignisse und historische Entwicklungen, auf die Sachen selbst. Weil sie die moderne Welt

1 Vgl. exemplarisch Jonas 1987b.

jedoch als »übersinnlich«, den Sinnen nicht mehr verlässlich zugänglich begreifen, kann man ihren Ansatz allenfalls noch als Neo-Phänomenologie bezeichnen. Methodischer Kern ihres antisystemischen, empirisch gesättigten, aber bisweilen feuilletonistischen Philosophierens sind zwei Grundprinzipien, die sich in Reinform vor allem bei Günther Anders finden: Übertreibung und Montage.

Methodische Übertreibung

Ein früher Interpret hat die Philosophie von Günther Anders einmal als »[d]ialektisches, assoziatives, impressionistisches, meditatives Nachdenken« bezeichnet, »das philosophisch an singulären Gegenständen, Erfahrungen, Alltagserfahrungen anzuknüpfen versucht.«² Das stimmt weitgehend mit Anders' Selbsteinschätzung überein. Sein Denken entzündet sich an alltäglichen Gelegenheiten und Gegenständen, drückt sich in allgemeinverständlicher Sprache aus und steigt bei Bedarf »aus der Reportage in philosophische Reflexionen« auf.³ Im Gegensatz zu vielen seiner berühmten Zeitgenossen setzt er dabei »nicht auf Eigentlichkeit und Tiefe, sondern auf Anschaulichkeit und Aktualität. Sein aufklärerisches Selbstverständnis manifestiert sich im Stil.«⁴ Er selbst bezeichnet seine Arbeiten in Analogie zu Goethes Gelegenheitsdichtung als »*Gelegenheitsphilosophie*«, die sich, von ganz konkreten Sachverhalten ausgehend und ohne große Rücksicht auf die Tradition, »im Senkrechtstart in den Himmel« philosophischer Abstraktion begibt.⁵ Ob seine Überlegungen eher als philosophisch, soziologisch oder anders wahrgenommen werden, darauf kommt es ihm nicht an. Man könne sie, schreibt Anders in den methodologischen Nachbetrachtungen zum zweiten Band der *Antiquiertheit*, auch als sozial- oder besser als technikpsychologische Reflexionen betrachten, wobei er unter Technikpsychologie die Untersuchung und die Kritik des Einflusses versteht, den die Technik auf den Menschen ausübt.⁶ Zwar übernimmt er von seinem Doktorvater Husserl den Fokus »auf die Sachen selbst« und die eigene Lebenswelt sowie ein tiefes Misstrauen gegen philosophische Terminologie, überdehnt die phänomenologische Methode aber radikal.⁷ Denn moderne Phänomene lassen

2 Assall 1981: 25.

3 Anders 1994a: 11.

4 Bollenbeck 2007: 249. Anders' in klarer, verständlicher Alltagssprache vorgetragene Provokationen richten sich auch gegen die akademische Philosophie bzw. den Sekundärliteraturberge aufhäufenden Universitäts-»Betrieb« (vgl. Anders 1993: XXXVIII.; 1987a: 181–202 bzw. 1992b). Als Universitätsphilosoph eignete sich Anders wohl auch deshalb kaum. Genremix, Montage und methodische Übertreibung sowie ein zwischen Journalismus und Philosophie angesiedelter Schreibstil passen nicht zu dem schwerfälligen Duktus akademischer Abhandlungen.

5 Anders 1980: 8 bzw. 1982: 342.

6 Vgl. Anders 1981: 415 bzw. 418 sowie 464, Anmerkung 4.

7 Zum Verhältnis Anders – Husserl vgl. Hildebrandt 1992b sowie vor allem Wittulski 1992a und b. In seinen Tagebüchern aus Hiroshima formuliert Anders (1995: 32) die grundlegende Differenz zu Husserl in einer stilisierten anmutenden, prägnanten Anekdote: »Vor dreieinhalb Jahrzehnten in einem Arbeitszimmer in der Lorettostraße in Freiburg. Verschanzt hinter einer Mauer von seit Jahrhunderten pausenlos geschriebenen Analysen [...], saß da an seinem Schreibtisch, menschlich väterlich, wissenschaftlich unerbittlich, der alte Husserl, der mich zu sich bestellt hatte, um mir

sich in Anders' Augen gar nicht mehr als etwas »Sich-an-ihm-selbst-Zeigendes« betrachten und verstehen: »Wer glaubt, die Welt sei so, wie er sie wahrnehme, der phantasiert, weil er untertreibt.«⁸ Die *chôses modernes* verschleiern ihre Bewandnis, weil sie entweder zu komplex oder zu ausdruckslos sind, »also gewissermaßen nur nebenbei und zufälligerweise auch ›aussehen‹.«⁹ Heutzutage, meint Anders, muss man die Dinge schon foltern, um ihr Wesen zu enthüllen.¹⁰

Musterbeispiel eines solchen modernen Pseudo-Phänomens, das kein Phänomen mehr im klassischen Sinn ist und von Anders einer neo-phänomenologischen Analyse-Tortur unterzogen wird, ist die Atombombe. An ihr demonstriert er im ersten Band der *Antiquiertheit* – im Kontrast zur der eher klassisch-phänomenologischen Schamanalyse im selben Buch – zum ersten Mal seine neue Methode, deren zentrales Instrument die kalkulierte Übertreibung ist; eine »Übertreibung in Richtung Wahrheit«:

»Wenn wir es für erforderlich halten, Wahrheiten, die von Interessengruppen unterdrückt werden, sichtbar zu machen, dann müssen wir diese erst einmal pastoso, mit zu dickem Pinselstrich, präsentieren. Dazu gehört sogar, daß wir Potentielles (selbst dann, wenn wir nicht wissen, ob es sich je verwirklichen werde) so behandeln, als wäre es bereits etwas Faktisches; in jedem Falle aber, daß wir Erscheinungen, die, weil ihnen Namen nicht vergönnt werden, ›namenlos‹ gefährlich bleiben, mit Namen belegen.«¹¹

Prognostische Hermeneutik

Anders geht davon aus, dass gerade die vordergründig besonders exponierten oder »monströsen« historischen Gegenstände und Sachverhalte wie die Atombombe oder die nationalsozialistische Judenvernichtung in der öffentlichen Wahrnehmung teils systematisch verharmlost, gewissermaßen »untertrieben« werden. Wenn diese Einschätzung stimmt, gilt es, die Verharmlosung und Bagatellisierung in der Darstellung wieder auszugleichen, indem man systematisch übertreibt,

ins Gewissen zu reden. Denn ihm war die ungeheuerliche Mär zu Ohren gekommen, daß ich, als Gespenst verkleidet, während einer Faschingsnacht auf der Kaiserstraße [gemeint ist die 1777 nach Kaiser Joseph II. benannte Kaiser-Joseph-Straße; C.D.] getanzt hätte; und er empfand die ›allerernstesten Bedenken gegen derartige Allotria‹ [...]. Ich schwieg. Um dem großen Alten zu erklären [...], daß die Welt nicht nur aus ›Gegenständen überhaupt‹ bestehe, und daß Philosophieren und Tanzen einander nicht ausschließen, dafür war ich viel zu jung [...]. Aber was um Gottes willen hätte der grand old man heute gesagt, wenn man ihm zugetragen hätte, ich hätte auf dem Marktplatz von Kioto vor auf dem Pflaster sitzenden buddhistischen Priestern und vor Blinden aus Hiroshima ›philosophiert? Und was hätte er geantwortet, wenn ich ihm zu erklären versucht hätte, daß dort zu stehen und dort zu lehren heute den Aufgaben eines Philosophierenden nicht nur nicht widerspreche, sondern eine der Hauptaufgaben der Philosophie darstelle?«

8 Anders 1996: 39.

9 Anders 1981: 423. Vgl. dazu auch die Ausführungen zur *Antiquiertheit des Aussehens* ebd.: 34ff.

10 Vgl. ebd.: 428. Zu Anders' Methode allgemein vgl. auch Palandt 1999.

11 Anders 2002b: 141f. Vgl. dazu auch Anders 1980: 175.

laut Anders um so viel, wie gewöhnlich untertrieben werde.¹² Nüchterne Deskription und abstrakte Analyse führen in diesen Fällen nicht weiter. Für Anders wird deshalb die Phantasie zur philosophischen Wahrnehmung von heute und die »prognostische Hermeneutik« der Produkte, das vorausschauende Verstehen, das die Wirkungen und Effekte eines Geräts oder eines Produkts vorwegnimmt, zu ihrer Methode:¹³ »Phantasie hat, da ihr Gegenstand: die phantastische Wirklichkeit, selbst phantastisch ist, als eine Methode der Empirie zu funktionieren, als Wahrnehmungsorgan für das tatsächlich Enorme.«¹⁴ Anders vergleicht diese Form der Deutung, der Wiedersichtbarmachung des unkenntlich gemachten Wesens der Dinge und ihrer Auswirkungen mit den Praktiken antiker Seher, nur dass die Gedärme, die wir nach Anders prognostisch zu lesen haben, nicht mehr die von Opfertieren sind, sondern eben jene der Technik. Als moderner Seher seziert Anders »das ›Innenleben‹ technologischer Strukturzusammenhänge und versucht deren individuelle und kollektive Bedeutung zur Sprache zu bringen.«¹⁵

Vorbild Heartfield

Vorbilder für methodische Übertreibung und prognostische Auslegung findet Günther Anders in den 20er und 30er Jahren in Bertolt Brechts Verfremdungseffekt, in Alfred Döblins *Berlin Alexanderplatz* und in den Collagen John Heartfields, dem Erfinder der politischen Fotomontage.¹⁶ Wie später auch Anders geht Heart-

-
- 12 Vgl. Anders 1980: 236. Der Terminus »philosophische Übertreibung« taucht bereits in der *Pathologie de la Liberté* auf, wo Anders (1936/37: 28) im Bezug auf sein Porträt des Nihilisten von »exagérations philosophiques« spricht. Den Fernsehreporter *Holocaust*, der das Schicksal der europäischen Juden am Beispiel der fiktiven jüdischen Familie Weiß konkret nachvollziehbar macht, hat Anders (1996: 203) später auch als eine notwendige *Untertreibung* in Richtung Wahrheit gelobt. »[D]aß heute überhaupt nur Übertreibung das Medium von Wahrheit sei«, befand neben Anders auch Adorno (1971: 23).
- 13 Anders 1981: 425.
- 14 Anders 1996: 39. Gegen potenzielle Kritiker wendet Anders (2002b: 142) ein: »Wer über solche ›Übertreibungen‹ (vielleicht sogar im Interesse der Wahrheit) queruliert, der müßte, wäre er konsequent, auch über die Verwendung von Mikroskopen querulieren, die ja auch ihre Gegenstände ›entstellen‹; nein, der müßte sogar die gesamte experimentelle Naturwissenschaft über Bord werfen. Denn wenn der Naturwissenschaftler eine Versuchsanordnung aufbaut, und das, was bei diesem Arrangement geschieht, isoliert und vom Geschehen der Welt abhebt, dann ›übertreibt‹ er ja ebenfalls; ›von Natur aus‹ kommt sein künstlich arrangiertes und isoliertes Naturgeschehen ja niemals vor. – Und doch ist sein Versuch wahr, und zwar deshalb, weil er uns die Chance gibt, die nicht-arrangierte Natur zu erkennen. Warum sollte, was den Naturwissenschaftlern recht ist, uns nicht billig sein?«
- 15 Schraube 1998: 11.
- 16 Zu Brecht vgl. Anders 1993: 135–172; zu Döblin ebd.: XXVII f., 3–41. Döblin und Heartfield sind für Anders (ebd.: XL) Antipoden: »Während dieser die Unerträglichkeit der bloßen Juxtaposition der Millionen von simultanen Dingen und Vorkommnissen der Riesenstadt dargestellt hat, hat umgekehrt der marxistisch nicht ungeschulte Heartfield immer wieder durch Zusammenmontierung von Ereignissen, die sich auf den ersten Blick nur zufällig simultan abzuspielen scheinen, versucht, den kausalen oder den Schuldzusammenhang zwischen diesen deutlich zu machen.«

field von der »Unzulänglichkeit des menschlichen Auges« aus, schaltet deshalb »das Auge mit der Vernunft gleich« und entstellt in seinen Werken die Wirklichkeit so, dass sie – aus seiner Sicht – wieder richtiggestellt wird.¹⁷ Seine Bilder sind für Anders keine bloßen Abbilder, sondern Urteile in Bildform, die jedoch im Unterschied zu politischen Propagandamontagen oder Fernsehbildern ihre Urteilsform und ihren Montagecharakter keineswegs verschleiern, sondern ausdrücklich hervorkehren. Indem Heartfield Phrasen, Lügen und Metaphern durch »überdeutliche Versinnlichung« karikiert, führe er sie *ad absurdum*, enthülle damit aber zugleich ihre verborgene (Un-)Wahrheit. »[E]rfinden, um zu entdecken«,¹⁸ lautet Anders' Kurzformel für Heartfields Technik, die einer methodologischen Selbstanzeige gleichkommt. In der Darstellung derselben Sache bedient er sich unterschiedlicher literarischer Gattungen, die er bei Bedarf kombiniert und ineinander schneidet; von Gedichten, Fabeln und Erzählungen über Aphorismen, (sokratische) Dialoge, Tagebuchaufzeichnungen, Essays, Zeitungsartikel, politische Erklärungen und Manifeste bis hin zu philosophischen Abhandlungen reicht das breite Spektrum, das Günther Anders beherrscht. Immer wieder stilisiert oder konstruiert er Beispiele, um seine Thesen zu stützen, erfindet für seine jeweiligen Zwecke idealtypische Dialog- und Interviewpartner. Er zitiert eigene Fabeln oder verweist auf »molussische Hausregel[n]«,¹⁹ kurze Sentenzen und Aphorismen, die dem Kontext seiner antifaschistischen »Swiftiade«²⁰ *Die molussische Katakomben* entstammen und die seine philosophischen Argumente illustrieren sollen. Er provoziert, wiederholt und variiert unermüdlich und wird dabei bisweilen »über seine Aufgabe und sein Ziel zum Dogmatiker.«²¹

Vorbild Grosz

In einer Nachbemerkung zu *Die Schrift an der Wand*²² legt Günther Anders am Beispiel von Tagebuchnotaten methodologische Rechenschaft ab. Seine Tagebücher bildeten kein Kontinuum, so Anders. Was nicht wenigstens mittelbar zum Hauptthema – die Zerstörung von Mensch und Welt in der Moderne – gehöre, werde aussortiert und fortgelassen. Alle Texte seien »durchweg retuschiert«. Die geschilderten Erlebnisse werden von Anders nur dann festgehalten, wenn sie exemplarischen Gehalt besitzen und der Autor meint, diesen für die Nachwelt bergen beziehungsweise zu Enden denken zu müssen. Die »Aus- und Umarbeitung« der Skizzen, die den publizierten Tagebüchern zugrunde liegen, empfindet Anders jedoch nicht als unecht – im Gegenteil: »Umgekehrt glaubte ich, daß sich nur solche Momentaufnahmen als rechtmäßig, wenn man will: als »echt« bewährt haben, die bei der Aus- und Umarbeitung, deren sie bedurften, erst

Dass beide Künstler zur selben Zeit in Berlin gearbeitet haben, hält Anders für »eine kulturhistorisch höchst bedeutsame Tatsache.«

17 Ebd.: 175f.

18 Ebd.: 179.

19 Anders 1981: 61.

20 Anders 1993: XXXIV.

21 Rohrwasser 1992: 131.

22 Der Band umfasst die später in Anders 1985 wieder versammelten Texte inklusive *Besuch im Hades* (wieder abgedruckt in Anders 1996: 7–178).

ihre volle Wahrheit gewannen.«²³ Anders verwendet die nachträglich bearbeitete Wirklichkeit, die Realfiktion, um der Wirklichkeit näher zu kommen. Seine Philosophie ist in weiten Teilen literarisch geprägt: »Die alltägliche Erfahrung wird typisiert, und als Vehikel der Botschaft dienen dann die verschiedensten literarischen und semiliterarischen Formen: Der Brief, der Dialog, die Ansprache, das Gedicht, die Fabel usw. Anders rechnet mit Publikum, er ist aus auf Wirkung. Und um Wirkung erzielen zu können, braucht er die retuschierte Wahrheit, die Fiktionalität.«²⁴ Das heißt jedoch keineswegs, dass diese Form der literarischen oder auch feuilletonistischen, bisweilen drastischen Sprache philosophisch unpräzise geriete. In einem Essay über den Maler Georg Grosz – dem Günther Anders ebenfalls eine luzide, vielleicht seine faszinierendste, kunstkritische Analyse gewidmet hat – schreibt Mario Vargas Llosa: »Wenn die schematische Sicht mit großer technischer Meisterschaft, mit einer klugen Kontrolle der formalen Mittel – Linienführung, Farbe, Perspektive, Komposition – einhergeht, kann sie in einer überzeugenden *geschaffenen* Wirklichkeit Ausdruck finden, in einer alternativen Welt zur gelebten Erfahrung.«²⁵ Die Alternativwelt offenbart, wenn auch zum Teil bis ins Grotteske übersteigert, Seiten und Züge an der Wirklichkeit, die ein nicht-fiktionaler Blick nicht einfängt, gar nicht einfangen könnte. Es handelt sich dabei um ein kreatives Kompositionsprinzip, das nicht nur von Künstlern befolgt wird. Auch Max Webers Idealtypenbildung,²⁶ auf die sowohl Anders als auch Arendt zurückgreifen, ist eine der Groszschen oder Heartfieldschen Stilisierung verwandte Realfiktion.²⁷

Im Interview mit Matthias Greffrath betont Anders, die Rezeption von Kunst und Musik sei ihm im Gegensatz zur Lektüre philosophischer Werke nie schwer gefallen.²⁸ Seine Kunstkritiken belegen dies eindrucksvoll. Auch wenn sie in der öffentlichen Wahrnehmung vom philosophischen Œuvre verschattet werden, gehören sie zum Besten, was Günther Anders je geschrieben hat. Liest man diese Texte allerdings vor der Folie seiner Hauptwerke, wird eine Eigenart augenfällig, die viel über Anders' Umgang mit den Gegenständen seiner Betrachtungen aussagt. Er benutzt sie zugleich als Quelle und als Spiegel seiner Methode wie seiner

23 Anders 1967: 427.

24 Fetz 1993: 67. Vgl. auch ebd.: 70.

25 Llosa 2000: 73.

26 Vgl. Weber 1988a.

27 Hans Jonas konnte mit dieser Vorgehensweise offenbar wenig anfangen. In einem Brief (hs.) an Günther Anders vom 19. April 1980 meldet er »generellen Zweifel« an, »ob die (mit unserer teuren Hannah geteilte) Methode des Übertreibens, der Extremisierung jeder wichtigen und richtigen Einsicht – ob diese ständige Forcierung des Arguments nicht der uns verbindenden, gleichen Sache eher schadet als nützt, den Verdacht des Idiosynkratischen erregt (außerdem das Trommelfell betäubt). Aber das sind private, vielleicht temperamentsmäßige Unterschiede. Ich neige, je älter je mehr, zum Wägen, Erwägen, Scheu vor overstatement, dem Glauben, daß die Dinge umso mehr Bedächtigkeit in Plus- und Minusbuchung verlangen, je komplexer sie werden u. je ungeheurerlicher in den Ausmaßen. Rechnung mit der Psychologie des Lesers kommt hinzu.« (ÖLA 237/04, ohne Signatur)

28 Vgl. Anders 1987a: 26.

Philosopheme. Wer über Anders' methodisches und philosophisches Selbstverständnis Auskunft sucht, muss daher vor allem seine Schriften zur Kunst und Literatur studieren. In der Kunst, etwa bei Döblin, den er wie Brecht, Kafka oder Heartfield schon in jungen Jahren eingehend rezipiert, findet Anders die Figur des »Menschen ohne Welt« beschrieben, ebenso wie die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen und Ungleichartigen, die sich in seiner Medientheorie niederschlägt. Den Brechtschen Verfremdungseffekt und die Heartfieldsche Montagetechnik überführt er in die Philosophie (zweifellos hat er auch die Montagetechnik seines Großvetters Walter Benjamins verinnerlicht). Doch kaum einem Künstler scheint er sich als Philosoph, auch in der emotionalen Grundhaltung, so verbunden zu fühlen wie George Grosz. Wenn er diesem attestiert, seine Bilder seien »Anti-bilder«, die nicht beanspruchten, »selige Inseln des ›schönen Scheins‹« zu sein, sondern umgekehrt insulare »(Horror-)Wahrheiten«, mit dem Ziel, die Trägheit und Gleichgültigkeit der Massen aufzubrechen, dann spricht Anders zugleich über seine eigene Philosophie: »Heiter ist das Leben? Höllisch wird die Kunst.«²⁹ Wie für Grosz werden Empörung und Trauer über eine infernalische Realität, in der sich die meisten Menschen irgendwie eingerichtet haben, auch bei Anders zum kreativen Antriebsmotor. Wie sein Vorbild Grosz will auch er die »Unheilsqualität« der Welt treffen, nur mit Worten statt Pinselstrichen. »Im Unterschied zu den Akademikern« – nach Anders jene Maler, »die auf der Alm, in ihrem verspäteten Montmartre-Winkel oder im volkseigenen Atelier vom zerstörerischen Charakter der gegenwärtigen Welt noch nichts haben läuten hören, oder das Geläute nicht wahrhaben wollen« – sei für Grosz »der *Gegenstand seiner Kunst nicht die gegenständliche Welt, sondern die Zerstörung der gegenständlichen Welt.*«³⁰ Stärker kann sich ein Kritiker kaum mit seinem Gegenstand solidarisieren. Leicht lässt sich übertragen, wer in Anders Augen wohl die den akademischen Malern verwandten universitären Alm-Akademiker sind, die in ihrem Schwarzwald-Winkel nur Kuhglocken läuten hören wollen.³¹ Grosz' apokalyptische Moderne-Panoramen kommen dem methodischen Über- und Untertreiber Anders im Gegensatz dazu wie »wie Linsen oder Teleskope«³² vor, die das wahre, grausame, mörderische Gesicht der Welt offenbaren. Sie seien nicht eigentlich Bilder, sondern – analog zur Kritischen Theorie – kritische Bilder, ja regelrechte Aufklärungs-Geräte, ähnlich jenen philosophisch-therapeutischen Vehikeln, mit denen Anders seine Zeitgenossen von ihrer (Apokalypse-)Blindheit befreien will.

29 Anders 1993: 204.

30 Ebd.: 206.

31 In einem fünf Jahre später veröffentlichten Vorwort zum Groszschen Bildband *Ecce Homo* polemisiert Anders (ebd.: 243f.) mit Grosz offen gegen Heidegger. Als Selbstaussage lässt sich zudem auch Anders' (ebd.: 239) Feststellung werten, Grosz habe »nicht nur Kunstschulen besucht, sondern auch die Schule der Welt, die Kasernenhöfe, die Schlachthäuser, die Schlachtfelder und Lazarette des Krieges, die Kleineleutewohnungen, die patriotischen Vereinslokale der Provinz, die Puffs und Bumslokale im Berlin der Kriegs- und Nachkriegsjahre.« Man fühlt sich hier unmittelbar an die von Anders (1987a: 37f.) im Rückblick gepriesene Lebensschule seiner diversen »odd jobs« aus der Emigrantenzzeit erinnert.

32 Anders 1993: 208.

Zwar ist ihm im Gegensatz zum bildenden Künstler Grosz die motorische Mimesis verwehrt, die er in dessen Maltechnik ausmacht, die Wiederholung des Sujets im Stil – Beispiel: die Blutflecken einer Mordszene werden nicht gemalt, sondern das Papier »in einen zweiten Tatort verwandelt«,³³ der von roter Farbe vollgespritzt ist. Aber auch Anders versucht mit dem hämmernden Duktus seiner Sätze, den vielen Wiederholungen, Komparativen und Kausalsatzkaskaden, den moralischen Affront, der von seinen »Sujets« ausgeht, stilistisch abzubilden. Als Bruder im Geiste betrachtet Anders den Maler vor allem, wenn er ihn als malenden Marxisten bezeichnet, weil er »dem *Aussehen der Welt* so gegenüberstand, wie die Theoretiker des Marxismus den *Ansichten über die Welt* gegenüberstehen.«³⁴ Grosz habe nicht erst Ideologien – zur Verschleierung wahrer Verhältnisse produzierte *Weltbilder* –, sondern bereits die Wirklichkeit selbst für eine verfälschte gehalten und in seinen Bildern an deren Demaskierung gearbeitet: »Wenn es zum Wirklichen wesentlich gehört, sich als ›Erscheinung‹ zu schminken, dann würde es zu dessen wahren und kompletten Bilde gehören, beides: Wahrheit und Schminke zugleich zu zeigen.« Grosz habe »die opake Schminke des Wirklichen, also die ›Erscheinung‹« durchdrungen und »das der Erscheinung zugrundeliegende Eingeweide der ›Wahrheit‹« mit sichtbar gemacht.³⁵ Es ist sicher kein Zufall, dass diese Sätze der zentralen methodischen Prämisse, die Anders Jahre zuvor im ersten Band der *Antiquiertheit* an den Anfang seiner Bombenphilosophie setzt, bis in einzelne Formulierung hinein ähneln: »Wenn es zur Situation eines Gegenstandes wesentlich gehört, daß er verundeutlicht, bagatellisiert oder verdrängt wird, dann gehört es umgekehrt zu dessen Darstellung – das macht deren Wahrheit dann aus – diese Verundeutlichung wieder gutzumachen und den Umriß zu *über-treiben*; und zwar um so viel, wie dieser gewöhnlich *untertrieben* wird.«³⁶ Es gibt noch eine weitere frappante Kongruenz zwischen Anders und Grosz. Entgegen der alten Zeichenweisheit Max Liebermanns – »Zeichnen heißt auslassen«, und zwar alles Unwesentliche – lässt Grosz nach Anders gerade das Wesentliche aus, »um mit Hilfe des nichtgezeigten Wesens zu demonstrieren, daß es zum ›Wesen‹ des heutigen Menschen gehört, daß sein ›Wesen‹ bereits geopfert ist.«³⁷ Der Technikphilosoph Anders wiederum setzt die Dinge an die leere Subjektstelle, um die Randständigkeit des Menschen, die Antiquiertheit seines Wesens zu demonstrieren.

Sprachkritik

In den Tagebüchern, insbesondere aber in *Sprache und Endzeit*, den in der Zeitschrift *FORVM* bis 1990 veröffentlichten Texten zum geplanten dritten Band der *Antiquiertheit*, ergänzt Anders seine methodologischen Überlegungen um einen weiteren wichtigen Aspekt, der allen philosophischen Bemühungen zwangsläufig vorgeschaltet ist: den der Sprachkritik. »Jedes gesellschaftliche System, ob ein feudales oder liberales, entwickelt eine Sprache, die das System bis in die Nebensachen hinein affirmiert«, schreibt Max Frisch in seiner New Yorker Poe-

33 Anders 1993: 209.

34 Ebd.: 211.

35 Ebd. Vgl. dazu auch ebd.: 245f.

36 Anders 1980: 236.

37 Anders 1993: 228.

tikvorlesung. »Eine Herrschaftssprache, nicht nur von der herrschenden Schicht gesprochen, als Alltagssprache, die wir lernen als Kind und lebenslänglich gebrauchen, ohne zu wissen, dass sie uns mit Vorurteilen füllt.« Eine Sprache,

»die aus einer Summe von Redensarten besteht und Klischees, geprägt von den Interessen der herrschenden Schicht, diese Sprache, die wir in der Schule lernen als die einzig richtige Sprache, ist aber nicht unbedingt die Sprache unsrer Erfahrung. Sie entfremdet uns also von unsern Erfahrungen. Viele erleben nicht so, wie diese Sprache es behauptet. Wie *man* es sagt. Da viele aber nicht sagen können, wie sie erleben, fühlen sie sich verpflichtet, so zu erleben, wie diese Herrschaftssprache es der schweigenden Mehrheit vorschreibt. Wie *man* erlebt. Die Herrschaftssprache hat die Tendenz, uns zu entmündigen, um uns verfügbar zu machen. Sie kastriert uns politisch Tag für Tag.«³⁸

Und sie verschleiert die Effekte unseres Tuns, die eigentliche Bewandnis unserer Produkte. Für ziemlich aussichtslos hält Günther Anders demgegenüber das Unterfangen, der Herrschaftssprache mit den Mitteln der Sprache beizukommen: »So wenig wie es uns möglich ist, mit dem abgeschossenen, noch so genau hinstielenden Pfeil den Mond zu treffen, weil der zu weit entfernt ist; so wenig ist es uns möglich, mit Hilfe unserer Wörter, auch der scheinbar ›treffendsten‹, unsere Produkte und deren Effekte zu treffen. Weil diese *zu groß* sind.«³⁹ Nicht nur apokalypseblind seien wir, so Anders, sondern auch apokalypsestumm und, weil bereits viel zu sehr an die Zeitgenossenschaft von Atombomben und Genoziden aller Art gewöhnt, auch apokalypsetaub.⁴⁰ Die Neologismen und Fachtermini der Wissenschafts- und Techniksprache, fortschreitende globale Arbeitsteilung und Spezialisierung, die Verherrlichung der Arbeit und von Arbeitsplätzen um jeden Preis sowie die Lügensprache der Werbung beschädigen Anders zufolge unsere Ausdrucksfähigkeit fundamental.⁴¹ Wovon ich nichts wissen kann (wissen will, wissen soll), darüber muss ich schweigen, ließe sich in Abwandlung Wittgensteins sagen. Und mit Marx kann man ergänzen: Die Produzierenden sind nicht nur nicht im Besitz der Produktionsmittel, sie verfügen ebenso wenig über die Produktionssprache. Krypto-totalitär nennt Anders diese Situation.⁴²

Auch als Sprachkritiker folgt er dem gesellschaftskritischen Impuls, den er mit der Frankfurter Schule teilt. Sprachkritik ist Vernunftkritik und Vernunftkritik Kritik der politischen Technologie. Wenn Auschwitz und Hiroshima monströse Auswüchse der Vernunft und ihrer Vergegenständlichung, der Technik, sind, dann heißt das: »in der Vernunft lauern die Fallstricke der Technik noch einmal.«⁴³ Anders selbst bemüht sich in seinen eigenen Texten daher um »*Vokabelaskese*«, das heißt er weigert sich, Wörter zu benutzen, die »entweder (im Wittgensteinschen Sinne) sinnleer, oder (im Marxschen Sinne) ideologisch oder (im Goebbellsschen Sinne) absichtlich irreführend« sind, die in sich bereits »Krypto-Meinungen dar-

38 Frisch 2008: 66f.

39 Anders 1990: 19.

40 Vgl. Anders 1989a.

41 Vgl. Anders 1989c und d.

42 Vgl. Anders 1989c: 52; 1989e: 63f.

43 Langenbach 1988: 34.

stellen.«⁴⁴ Sie gehören für Anders auf eine Art schwarze Liste gesetzt, das heißt verboten. In Zeiten, in denen Atombomben, neuerdings: Mini-Nukes, oder genetische Manipulationen am menschlichen Erbgut verharmlost und verbrämt werden, fordert er neue – aussagekräftige – Vokabeln, die sich im Gegensatz zu technokratischen »Plastikwörtern«,⁴⁵ Buchstabe gewordenen Vorurteilen, Euphemismen und Lügen, an der Enormität des Gegenstandes infizieren. Kurzum: »In unser moralisches Aufgabenbuch gehört auch die Linguistik.«⁴⁶

Das impliziert für Anders auch den Abschied vom universitären Jargon: »Diese akademische Diktion trägt nicht. Eine andere Diktion ist nötig. Keine extravagante. Vielmehr hat man »nur« den Schritt zurück in die Normalsprache zu machen. Im normalen Sprechen spricht man *zu* jemandem, und über Dinge, die diesen Jemand betreffen, und in einem Tone, den dieser Jemand versteht.«⁴⁷ Notwendig sei ferner, sich von wirklichen Fragen affizieren zu lassen, statt massenhaft Qualifikationsarbeiten, Sekundärliteratur beziehungsweise »Bildungsstoff« herzustellen.⁴⁸ Anders' sprach- und philosophiekritischem Programm – erstens: zurück zu den Sachen selbst und zu den wirklichen Fragen, zweitens: zurück zur Normalsprache, drittens: Vokabelaskese und neue Begriffe – liegt somit ein moralischer, in erster Linie *kommunikativer* Wahrheitsbegriff zugrunde, der seine gesamte Methodik motiviert:

»Regel: Nur dann, wenn sich das »Über« und das »Zu«, das *sujet* [sic!] des Sprechens und das angesprochene Subjekt »decken«; nur dann, wenn wir auf diejenigen abzielen und diejenigen erreichen, die, weil es um deren Schicksal geht, von uns erreicht werden müssen und ein Recht darauf haben, von uns erreicht zu werden; nur dann haben unsere Aussagen »Sinn«, nur dann werden sie auch wirklich wahr. Eine Wahrheit, die einem unbestimmten oder gar einem falschen Adressaten mitgeteilt wird, ist nicht eigentlich »wahr.«⁴⁹

Für Anders muss, will man im Sprechen den rechten Ton treffen, unzweideutig klar sein, »wer warum (bzw. wozu) wem was über etwas mitzuteilen wünscht. Kann diese fünffache (konventionell gesprochen: »soziologische«) Frage nicht beantwortet werden, dann bleibt [...] alle Beschäftigung mit Rede und Schrifttum müßig.«⁵⁰ Weil die Bombe ja nicht nur über den Dächern der Universitäten hänge, fühle er sich verpflichtet, schreibt Anders am 6. Dezember 1963 an Theodor W. Adorno, »einen Ton und eine Sprache zu finden, mit der ich die unhappily happy crowd erreichen kann.« Und obwohl auch er den Massenstil der Popularisierung verabscheue – »Die für Mundharmonika bearbeitete Kunst der Fuge

44 Anders 1982: 129, 135.

45 Vgl. Pörksen 1989.

46 Anders 2002b: 58. Vgl. dazu auch Anders 1987a: 79.

47 Anders 1992b: 6.

48 Vgl. Ebd.: 25 bzw. 1993: XXXVIII. Ähnlich heißt es bei Arendt (2000a: 325) dazu: »In historischen Untersuchungen ist es nicht wichtig, zu fertigen Definitionen zu gelangen, sondern ständig Unterscheidungen zu machen, und diese Unterscheidungen müssen der Sprache, die wir sprechen, und dem Gegenstand, mit dem wir uns befassen, folgen.«

49 Anders 1989b: 30.

50 Anders 1989e: 21.

ist mir genau so grauenhaft wie Ihnen, der popularwissenschaftliche Stil viel schlimmer als der akademische Stil, von dem er polemisch abhängt« – glaubt er, »dass man zuweilen für Mundharmonika komponieren muss, weil die Leute kein anderes Instrument haben, auf der [sic!] sie sich die heutige notwendige Melodie vorblasen können.«⁵¹ Die Abgrenzung einer vermeintlich reinen, aber abgehobenen Wissenschaft gegenüber allen Formen ihrer Popularisierung ist Anders zufolge politisch brisant. Wer nicht popularisiere und den Menschen außerhalb der Universitäten Rede und Antwort stehe, der hinterlasse nur ein Vakuum, in dem sich schließlich weit schlimmere Populisten einzunisten drohen.⁵² Der Rückzug des Philosophen von der Welt bezeugt nicht Erhabenheit, er befördert Esoterik.

Philosophie als Gesellschaftstherapie

Dass der Popularisierer, heute würde man sagen: der Feuilletonphilosoph Anders als arrivierter Universitätsprofessor kaum vorstellbar ist – entsprechende Stellenangebote lehnte er ab –, ist oft bemerkt und mit dem Hinweis auf die Radikalität seiner Thesen, den unkonventionellen Methodenmix und den journalistischen Stil erklärt worden. Es gibt jedoch noch einen weiteren, auch methodischen Grund, warum Anders nicht in die Reihe akademischer Philosophen passt: Obwohl er sich stets von seinem Vater abzugrenzen versuchte, blieb er dem berühmten Psychologen doch in mindestens einer Hinsicht treu.⁵³

51 Brief (ms.) von Günther Anders an Theodor W. Adorno vom 6. Dezember 1963 (ÖLA 237/04, ohne Signatur).

52 Vgl. Anders 1992b: 15f., 22f.

53 Die Frage des geistigen Einflusses von William Stern auf seinen Sohn ist bis heute ungeklärt und zählt zu den großen Leerstellen der Anders-Forschung. Wie der Philosoph Anders ist auch der Psychologe Stern in seiner eigenen Disziplin heute – zu Unrecht, wie Werner Deutsch mehrfach hinlänglich gezeigt hat (vgl. unlängst 2009) – weitgehend vergessen. Dabei ist er eine herausragende wissenschaftliche Figur. Er eroberte noch in seiner Breslauer Zeit »nach und nach andere Bereiche für die Psychologie, indem er in Kooperation mit Praktikern aus Schule, Betrieb, Militär und Rechtswesen Alltagsprobleme aufgreift und sie mit psychologischen Mitteln zu beantworten sucht.« (Deutsch 1997: 76) Er prägte die Begriffe »Angewandte Psychologie« und »Forensische Psychologie«, führte eine bis heute gültige Systematik der Differentiellen Psychologie ein und begründete das Konzept des Intelligenzquotienten (IQ). Zudem trat er als erster psychologischer Sachverständiger vor einem deutschen Gericht auf (vgl. ebd.: 77). Trotz seines beträchtlichen akademischen Renommées blieb Stern, wie später sein Sohn, im Grunde zeitlebens ein Grenzgänger und Außenseiter. Eine eigene Schule gründete auch er nicht. Erstaunlich, wie die Sekundärliteratur bis heute ignoriert oder marginalisiert, dass der junge Günther Anders sein Studium 1919 in Hamburg bei seinem eigenen Vater begann, an dessen akademischen Rang heute noch eine Büste in der Universität erinnert. Der Sohn dürfte die Schriften des Vaters, vermutlich sogar schon vor Studienbeginn, intensiv rezipiert haben, insbesondere das dreibändige philosophische Werk *Person und Sache* (Stern 1906; 1918; 1924), in dessen Zentrum der Mensch als ganze Person steht. Neben einem ausgeprägten Interesse an interdisziplinärem, phänomenologischem und angewandtem Denken hat der Vater dem Sohn und Studenten wohl besonders diese unbedingte Orientierung auf die Person vererbt, die sich sowohl in den Andersschen

Er war nicht bloß ein politischer Denker oder, in der entsprechenden Fachterminologie: ein Technik- und Sozialphilosoph. Philosophieren bedeutete für ihn die investigative Enthüllung der zugeschütteten Wahrheit des Menschen über sich selbst. Man würde Anders' moralischen Wahrheitsbegriff daher zu eng fassen, wenn man ihn auf seinen sprachkritischen Pragmatismus reduzierte und nicht auch seinen therapeutischen Anspruch wahrnehmen wollte. Denn dass Philosophie unbrauchbar beziehungsweise wirkungslos ist, wenn sie sich einer falschen (Kunst-)Sprache bedient, das heißt an ihren Adressaten vorbeiredet, oder wenn sie ihren Gegenstand verfehlt, das gilt analog für erfolglose Psychotherapien. Auch dabei gilt es, den richtigen Ton zu treffen und zu den eigentlichen Ursachen hinter der äußeren Fassade vorzudringen, wenn Menschen sich von ihren seelischen Verstrickungen befreien sollen. Und bevor das im Idealfall gelingt, muss man sie für gewöhnlich erst einmal dazu bringen, ihre eigene Misere zu spüren. Genau das empfiehlt Anders seinen Endzeitgenossen angesichts ihrer Apokalypseblindheit.⁵⁴ Es gelte, sich von der eigenen Lage produktiv verstören zu lassen.⁵⁵ Anders' frühe Anthropologie, die das Leiden an der Kontingenz thematisiert und zum Ausgangspunkt einer kulturkritischen Analyse macht – Stichwort nihilistischer Mensch –, die Schamanalyse aus dem ersten Band der *Antiquiertheit*, die Gefällethese und die daraus resultierende Forderung, sich endlich der Geschichte der Gefühle anzunehmen,⁵⁶ die Idee einer Psychologie und Psychopathologie der Dinge, schließlich das anrührende kontingenzphilosophische Fazit seines Lehrgedichts *Mariechen* (»Die Moral ist einfach: Freu dich«⁵⁷) – all das belegt eindrucksvoll, wie sehr der Philosoph zugleich als eine Art philosophierender Therapeut auftritt, der mit den Mitteln eines psychologisch aufgeklärten Verstandes, aber auch der Einfühlung, nicht bloß entzündete Gedanken, sondern schwer beschädigte Weltverhältnisse (die Hannah Arendt zufolge bekanntlich immer auch Selbstverhältnisse sind) heilen will.

Wahrscheinlich hat Anders' ausgeprägter Intellektualismus, der in letzter Instanz meist triumphierte, diese Seite seines Philosophierens für ihn selbst im Dunkeln gehalten. Doch misst Anders die Güte von Philosophie explizit auch daran, ob sie denen nützt, an die sie sich richtet, ob sie ihnen gut tut – und das heißt: ob sie ihnen zur Wahrheit über sich selbst verhilft, auch wenn sie schmerzhaft ist, und ob sie dazu beiträgt, diese Wahrheit praktisch wirksam werden zu lassen. Anders richtet die philosophische Frage nach dem guten Leben an die Philosophie selbst. Sie hat nicht nur aufklärerische Funktion. Sie ist auch Vehikel zu einer Selbst- und Welteinsicht, die auf den ganzen Menschen – die Person, die der Vater in den Mittelpunkt seiner Arbeit stellte – abzielt. Der Denker Anders hat es nicht bloß auf die reine Wahrheit abgese-

Frühschriften als auch in der späteren *Antiquiertheit* niederschlägt. Zu Vater und Sohn vgl. auch Schmidt 1991.

54 Vgl. Anders 2003: 108.

55 Vgl. Anders 1996: 189.

56 Vgl. dazu die *Vorbemerkung über die Geschichte des Fühlens* in Anders 1997: 7–10.

57 Anders 1994c: 79.

hen, er will vor allem die endgültige Zerstörung der menschlichen Seele im Zeitalter der zweiten und dritten industriellen Revolution verhindern. Dies versucht er, indem er alle seine kognitiven und kreativen Ressourcen mobilisiert, um Protestbriefe aufzusetzen, Lehrgedichte zu verfassen und »Warnbilder«⁵⁸ zu malen, die an Herz und Hirn gleichermaßen appellieren. Der Sarkasmus und die bittere Ironie, die sein Werk durchströmen, sind nicht Ausdruck des Abgangs auf eine sich selbst beseitigende Spezies, sondern umgekehrt ein Zeichen von großer Zuneigung, die sich im Übrigen – nachzulesen im *Mariechen* oder in den *Ketzereien* – nicht nur auf die eigenen Artgenossen beschränkt (siehe Kapitel II.4.2, S. 458–462). In ihrem leidenschaftlichen Impuls ist die Anderssche *philosophie engagée* so radikal diesseitig, dass sie sich am Ende als Philosophie selbst aufhebt, wenn Anders ausruft: »Sei moralisch, obwohl Du, daß ›Sollen sein soll‹, nicht begründen kannst, nein sogar für unbegründbar hältst.«⁵⁹

Systematik après coup

Wer auf diese Weise mit dem Herzen philosophiert, hat an Impact-Faktoren kein Interesse. Das bedeutet jedoch nicht, dass das Anderssche Werk »trotz des [...] impressionistischen Charakters«⁶⁰ völlig unakademisch und unsystematisch wäre. »Mit Verblüffung stelle ich fest«, schreibt Anders in *Lieben gestern*, »daß, ohne daß ich von vornherein ›Systemabsichten‹ verfolgt hätte, meine Schriften, auch die thematisch diversesten, auch die okkasionellsten, eng zusammengehören.«⁶¹ Was sie zusammenhält und eine »Systematik après coup« ohne Systemanspruch erzeugt,⁶² ist die philosophische Frage nach Wesen und Seele des Menschen und seinem Schicksal in der modernen Welt. So erklärt Anders in seinem Buch über Weltraumflüge (*Der Blick vom Mond*), dieses habe ursprünglich »Die Antiquiertheit der Erde« heißen sollen, »weil ich damit den strengen systematischen Zusammenhang zu zeigen wünschte, in dem meine diversen Arbeiten stehen. Tatsächlich darf ich wohl behaupten, daß alle meine seit der ›Antiquiertheit des Menschen‹ herausgekommenen Veröffentlichungen monographische Variationen des Hauptthemas des größeren Buches gewesen sind.«⁶³ Die Systematik aber entsteht hier wie dort allein dadurch, dass Anders' politisch, moralisch und existentiell brisante Gegenstände zum Thema macht – und nicht, weil er seine AntiquiertheitsThese »illustrieren« oder ein in sich schlüssiges System konstruieren will, dem sich die Realität zu fügen hätte.⁶⁴

58 Vgl. Anders 1965.

59 Anders 2002b: 51.

60 Anders 1981: 11.

61 Anders 1997: 10.

62 Anders 1981: 10.

63 Anders 1994a: 15.

64 So wenig systematisch Anders' Philosophieren auch erscheine, sei es doch stets durch dieselbe innere Struktur gekennzeichnet, so Margret Lohmann (1996a: 58): »Die Reflexion wird immer veranlaßt durch ein singuläres empirisches Phänomen der Lebenswirklichkeit«.

Denken ohne Geländer

Den Primat der Sache – des Ereignisses – vor jeder noch so stimmigen Theorie postuliert auch Hannah Arendt. In der Weigerung, sich selbst als Philosophin zu betrachten, drückt sich nicht nur ihr Unbehagen gegenüber esoterischen Fachtermini und akademischen Abhandlungen aus, sondern vor allem ein radikaler Bruch mit der europäischen akademischen Tradition der Vorkriegszeit. »Ich will Politik sehen mit, gewissermaßen, von der Philosophie unverstellten Augen«, erklärt sie einem ungläubigen Günter Gaus im Fernsehinterview.⁶⁵ Ihre Denkungsart charakterisiert sie im Freundes- und Kollegenkreis als »vielleicht ein wenig außerhalb des Normalen, ein wenig extravagant«.⁶⁶ Wie Günther Anders arbeitete auch Hannah Arendt mit den Mitteln methodischer Übertreibung und Montage auf der Schnittstelle zwischen Philosophie und Journalismus, als »eine Art freier Schriftsteller [...], irgend etwas zwischen einem Historiker und einem politischen Publizisten«, wie sie 1945 an Jaspers schreibt.⁶⁷ Nur politisch aktiv wollte sie, im Gegensatz zu Günther Anders, nicht sein. Für den Sprung von der Theorie in die Praxis fehlte ihr sowohl die Lust als auch der Mut, in ihren Augen auch das passende Geschlecht: »Männer wollen immer furchtbar gern wirken; aber ich sehe das gewissermaßen von außen. Ich selber wirken? Nein, ich will verstehen.«⁶⁸ Und dazu war ihr jedes adäquate Mittel recht. Seyla Benhabibs Beschreibung der Arendtschen Totalitarismus-Studie als »eine Mischung aus Geschichtsschreibung, Philosophie, Journalismus und sogar Literaturbetrachtung«⁶⁹ lässt sich *grosso modo* auf das Gesamtwerk übertragen,⁷⁰ ebenso wie die Einschätzung Dan Diners, der den *Elementen und Ursprüngen* einen »kaleidoskopischen Charakter« attestiert. Das Buch sei »eine Ansammlung aphoristischer, polemischer, analytischer, biographischer und reflexiver Textsorten«.⁷¹ Es ist gerade diese »Mischung aus Analyse, anspruchsvollem Journalismus, Philosophie, Psychologie, Literatur und Anekdote«, die gleichermaßen fasziniert und provoziert.⁷² Ingeborg Nordmann attestiert Arendt einen »außergewöhnlichen Sinn für die Realitätshaftigkeit der Sprache und Montagetechnik der literarischen Avantgarde« und sieht in ihren Schriften einen fließenden »Wechsel von narrativen zu konstruktiven, von literarischen, philosophischen und historischen Passagen, ohne daß dieser Wechsel

65 Arendt 2005d: 47.

66 Ebd.: 114.

67 Arendt/Jaspers 1985: 59.

68 Arendt 2005d: 48.

69 Benhabib 2006b: 59. Auch Franziska Augstein (2006: 178) sieht in Arendts Schriften »passagenweise eine journalistische Färbung«. Zudem vermischten sich »das stringente Schlußfolgern und das intuitive Urteilen«. Und Helmut Kuhn (1960: 130), einer der ersten deutschen Rezensenten der *Vita activa*, schreibt: »Die Verf. denkt mit der systematischen Entschlossenheit eines deutschen Philosophen, aber sie schreibt mit dem sprachlichen Hochglanz und dem Sinn für Aktualität, die für die Oberschicht des amerikanischen Journalismus charakteristisch ist.«

70 Wild 2006: 121.

71 Diner 2007: 37, 40.

72 Elon 2000: 19.

methodisch begründet wird.«⁷³ Das stimmt nicht ganz. Im Totalitarismusbuch rechtfertigt Arendt – auf einer (methodischen) Linie mit Günther Anders – ihre Exkurse ins Literarische damit, dass es gesellschaftliche Faktoren gebe, »von denen die politische und wirtschaftliche Geschichte schweigt, die sich selbst unter der Oberfläche verzeihenbarer Ereignisse verbergen und für die wir daher auf Dichter und Schriftsteller angewiesen sind.«⁷⁴ Diese hielt sie einerseits für notwendige Korrektive einer genuin wissenschaftlichen – und das heißt bei Arendt meist: von Theorie getrüben, präeterminierten – Sicht, für Seismographen kommender Umbrüche, Katastrophen und Neuanfänge.⁷⁵ Andererseits nahm sie literarische Äußerungen als historische Quellen ernst. Der literarische Blick und der Blick auf Literatur, ebenso wie deren spezifischer Stil, werden von Arendt immer dort eingesetzt, wo der wissenschaftliche nicht aus- oder hinreicht. So hielt sie beispielsweise Joseph Conrads *Heart of Darkness* »geeigneter [...] als die einschlägige geschichtliche oder politische oder ethnologische Literatur«, um die Erfahrungen der europäischen Kolonisatoren in Afrika zu erhellen, die ihrer Meinung nach für die Bildung des Rassebegriffs des 20. Jahrhunderts entscheidend waren. Wollte man das Entsetzen über die vermeintlich unzivilisierten, barbarischen Einwohner Afrikas begreifen, aus dem heraus der Rassebegriff entstanden sei, dürfe man sich »weder bei den Gelehrten der Völkerkunde« Auskunft holen, denn diese hatten sich als Forscher ja gerade von allen Emotionen freizumachen, »noch bei den Rassefanatikern, die vorgeben, über das Entsetzen erhaben zu sein«, aber auch nicht »bei denen, die in ihrem berechtigten Kampf gegen Rassenvorstellungen aller Art die verständliche Tendenz haben, ihnen jegliche reale Erfahrungsgrundlage überhaupt abzusprechen.«⁷⁶ Von Franz Kafka entlehnt Arendt das Prinzip der »Montage von Dingen, die eigentlich nicht zusammengehören« und lernt bei ihm, »wie Verkehrung *innerhalb* der Normalität funktioniert, wenn sie nicht als eine evolutionäre Figur betrachtet wird.«⁷⁷ Der Wechsel von historischer Analyse zur

73 Nordmann 1998: 60; ebenso 1994: 38. Für Arendts Dekonstruktionsarbeit im Totalitarismusbuch lassen sich, so Nordmann (1997: 79) »keine Definitionen, Regeln und Gesetze formulieren. Die Subjektivität der theoretischen Methode wird einsehbar gemacht und durch keine geschichtsphilosophische Metatheorie kaschiert.«

74 Arendt 2005a: 210f. Barbara Hahn (2005: 97) zufolge wird in Arendts – deutschsprachigen – Texten ständig komponiert: »Keines ihrer theoretischen Bücher kommt ohne eingesprengte Gedichtzeilen aus. In fast keinem ihrer Texte fehlt eine Referenz auf poetische Sprache. Oft sind ihre Passagen selbst poetisch, rhythmisiert, lautlich durchgearbeitet.« Die Ansicht, dass Historiker Geschichtenerzähler sind und Geschichtsschreibung der Literatur näher steht als der Wissenschaft, hat auch ein anderer prominenter Jaspers-Schüler vertreten, der zugleich einer der polemischsten Arendt-Kritiker war: Golo Mann (vgl. Fest 2004: 234ff. sowie Ludz/Wild 2011: 20).

75 Vgl. Arendt 2005a: 325.

76 Arendt 2005a: 407f.

77 Nordmann 1997: 82. Auch Thomas Wild (2006: 121) weist auf die »montageartige Struktur« der *Elemente und Ursprünge* hin. Arendts zweites großes Vorbild für ihr auf die konkrete Erscheinung und die Montage scheinbar disparater Fundstücke, Genres und Sachverhalte abzielendes methodisches Vorgehen ist neben Kafka außerdem Walter Benjamin, auch wenn Arendt in ihren philosophischen Arbeiten kaum auf den Freund zu sprechen kommt. Das methodische Verwandtschaftsverhältnis

Literatur und umgekehrt hat bei Arendt also durchaus Methode. Er ist, obwohl in sich keiner fest gefügten Systematik folgend, keineswegs beliebig. Man darf ihn inter- oder sogar transdisziplinär nennen.

Das gilt gleichermaßen für Arendts von Walter Benjamin inspirierte Technik, sich aus dem Fundus der von ihr so genannten Tradition, der westlichen Philosophiegeschichte bis 1945, wie in einem Steinbruch zu bedienen, aus dem einzelne Elemente herausgebrochen und neu angeordnet werden, so dass, wie Ingeborg Nordmann schreibt, eine »Topographie von Unterschieden«⁷⁸ entstehe, eine Landschaft, in der man sich dem Untersuchungsgegenstand von vielen Seiten aus nähern könne.⁷⁸

»Ich bediene mich, wo ich kann. Ich nehme, was ich kann und was mir paßt. Das soll heißen, daß ich nicht länger glaube, daß wir . . . Ich denke, einer der großen Vorteile unserer Zeit ist wirklich, was René Char, wie Sie wissen, gesagt hat: ›Unserer Erbschaft ist keinerlei Testament vorausgegangen.‹ Das heißt, es steht uns vollkommen frei, uns aus den Töpfen der Erfahrungen und Gedanken unserer Vergangenheit zu bedienen.«⁷⁹

Arendt bewegte sich zwischen diesen Töpfen bekanntlich »ohne Geländer«.⁸⁰ Das bedeutet zweierlei: Ihre Textinterpretationen waren, so Margaret Canovan, »brillant und häufig aufklärerisch, aber manchmal auch ausgesprochen eigenmächtig.«⁸¹ In der Tat ist bei Arendt gelegentlich nicht ganz klar, »wo die eigenen Kategorien der Autorin enden und wo die autoritativ eingeführten Klassikerzitate beginnen«, wie Alfons Söllner konstatiert.⁸² Fachliteratur habe sie nie systematisch zur Kenntnis genommen, wirft sie sich einmal selbst vor.⁸³ Doch zum einen las Arendt viel, auch akademische Texte, zum anderen war es ihre tiefste Überzeugung, »daß man so zu denken anfangen müßte, als wenn niemand zuvor gedacht hätte, und erst anschließend beginnen sollte, von den anderen zu lernen.«⁸⁴ Mit dieser provokanten, von Heideggers suggestiver Kathederwirkung inspirierten Haltung setzte sich die ansonsten durchaus konservative Bildungsbürgerin über elementare Grundsätze wissenschaftlichen Arbeitens hinweg. So bezeichnet Mi-

zeigt sich besonders deutlich am Ende von Arendts Benjamin-Essay, wo sich der häufig zitierte Satz findet: »Die griechische Polis wird solange am Grunde unserer politischen Existenz, auf dem Meeresgrunde also [auf dem Benjamin laut Arendt wie ein »Perlentaucher« nach verborgenen Quellen schürfte; C.D.], weiter da sein, als wir das Wort ›Politik‹ im Munde führen.« (Arendt 2006c: 95) Zum Verhältnis Arendt–Benjamin wie zur Kontroverse um Arendts Benjamin-Essay, in dem sie zugleich Kafka ein Denkmal setzt, vgl. ausführlich Schöttker/Wizisla (Hg.) 2006.

78 Nordmann 1994: 12f.

79 Arendt 2005d: 124f., ohne Anmerkung.

80 Arendt 2005a: 42.

81 Canovan 1997: 83.

82 Söllner 1990: 202.

83 Vgl. Arendt 2005d: 112. Dasselbe behauptet auch Günther Anders von sich. Es sei seiner akademischen Ausbildung bei Husserl geschuldet, dass er von Philosophiegeschichte wenig Ahnung habe. Außerdem sei ihm die Rezeption der Klassiker immer schwer gefallen (vgl. Anders 1987a: 25ff.).

84 Arendt 2005d: 113.

chael Greven ihr Denken als »leidenschaftlich, parteilich, voller Einseitigkeiten und Entschiedenheit, wie sie dem wissenschaftlichen Betrieb nicht nur philosophischer Seminare im 20. Jahrhundert fremd geworden sind.«⁸⁵ Dieser quer zu akademischen Gepflogenheiten stehende Stil sei oft ärgerlich, befindet Ursula Ludz. Arendts Urteil wirke »altklug, besserwisserisch, zu allgemein, auch ungerichtet, insgesamt aber von philosophischer Reflexion und Gemeinsinn (-common sense-) getragen.«⁸⁶ Alles in allem, resümiert Wolfgang Heuer, ist Arendts Denkweise eine Art Antithese zur geistigen Tradition der deutschen Wissenschaften: »Essayistische Schriften, humanistischer Skeptizismus, Interdisziplinarität und Unabgeschlossenheit passen nicht zu einem Idealismus der Welterklärung, zu einer Suche nach Letztbegründung und objektiver Wahrheit, der bis heute unser Geistesleben prägt.«⁸⁷

Dass Hannah Arendt keine rechte Methode habe, gehört wohl auch deshalb zu den häufigsten Feststellungen selbst der ihr gewogenen Interpreten. Anstelle einer Methode habe sie »mit impressionistisch-einführender Assoziationskraft unterschiedliche Gegenstände in eine von ontologischen Kategorien geprägte Gesamtsicht« zusammengefügt, meint *pars pro toto* Hans Mommsen.⁸⁸ Das ist nicht rundheraus falsch. Von einer »systematischen Verweigerung wissenschaftlicher Methodologie«, wie Antonia Grunenberg sie unterstellt,⁸⁹ kann allerdings keine Rede sein. Zumindest ist unklar, wogegen sich der Vorwurf mangelnder Methodologie in diesem Zusammenhang richtet. Denn über ihre eigene Methode hat Arendt durchaus öffentlich nachgedacht. Diesbezügliche Überlegungen sind über das Denktagebuch, Anmerkungen, Briefe, Diskussionsbeiträge oder Vorworte verstreut.⁹⁰ Der Aufsatz *Verstehen und Politik* enthält eine Skizze ihres methodologischen Programms.⁹¹ Zu ihren primären Arbeitswerkzeugen gehören Einbildungskraft und Phantasie ebenso wie der gesunde Menschenverstand: »Was allein uns wirklich helfen kann«, betont Arendt in ihrem Fernsehgespräch mit Roger Errera, »ist ›réfléchir‹, Nachdenken. Und denken heißt stets kritisch denken. Und kritisch denken bedeutet stets dagegen sein.«⁹² Vor dem Hintergrund dieser programmatischen Äußerung ist Arendts Neigung zu verstehen, »to overdraw her arguments in a polemical fashion«,⁹³ was sich, vor allem im Rahmen der

85 Greven 1993: 71.

86 Ludz 2000: 404.

87 Heuer 1997: 22. Schon zu Beginn von Arendts akademischer Karriere brach sich diese anti-akademische Grundhaltung Bahn. So interpretierte Arendt den Kirchenvater Augustinus in ihrer Dissertation »buchstäblich und im besten Sinne undiszipliniert, was ihr die Rezensenten sogleich als Verstoß gegen das wissenschaftliche Reinheitsgebot ankreideten.« (Wild 2006: 21)

88 Mommsen 2005: 36. Wenige Seiten zuvor spricht Mommsen (ebd.: 26) noch von einer »eigentümlichen impressionistisch-deduzierenden Methode.«

89 Grunenberg 2006: 331.

90 Vgl. dazu auch Nordmann 1998: 61.

91 Vgl. Arendt 2000a: 110–127.

92 Arendt 2005d: 125.

93 Mommsen 2001: 224. In seinem Vorwort zum Eichmann-Report urteilt Mommsen (2005: 36), Arendts unkonventioneller Methode seien »faszinierende Einsichten in

Auseinandersetzung um ihr Eichmann-Buch, oft als Bumerang für die kompromisslose Denkerin erweist (und ein selbst gewähltes Schicksal ist, das sie mit Günther Anders teilt). »Übertreiben« – natürlich«, schreibt Arendt am 25. Januar 1952 an Karl Jaspers: »Sinnzusammenhänge«, wie Sie sagen, sind anders kaum darzustellen. Sie übertreiben auch nicht, sie präparieren nur heraus. Denken übertreibt überhaupt immer«. Zudem könne man vor dem Hintergrund des 20. Jahrhunderts getrost sagen, »daß die Realität ›übertrieben‹ ist. Unser Denken, daß ja doch gewohnte Bahnen über alles liebt, kommt kaum nach.«⁹⁴

In solchen Fällen, und die sind für Arendt heute die Regel, hilft am Ende nur noch *réfléchir* beziehungsweise, und dabei handelt es sich um eine weitere, von Aristoteles inspirierte Methode Arendts: Unterschiede machen. »Ich beginne immer alles [. . .], indem ich sage: A und B sind nicht dasselbe«, betont Arendt im Gespräch mit Mary McCarthy.⁹⁵ Angesichts einer bis ins Monströse verzerrten Wirklichkeit und einer dieser nicht mehr gewachsenen Theoriebildung gilt es, sich von methodologischen Vorurteilen frei zu machen und auf das Wesentliche zu besinnen, nämlich die Fähigkeit des menschlichen Geistes, zu differenzieren und, auf dieser Basis, selbständig zu urteilen. Unter einem selbständigen Urteil versteht Arendt dabei nicht die Subsumtion eines konkreten Einzelnen unter ein Allgemeines (zum Beispiel: »Dies ist ein Baum«). Urteile dieser Art, die sich eines bereits feststehenden Maßstabs bedienen, bezeichnet Arendt auch als »Vor-Urteile«. Sie sind nötig, um sich in der Welt zu orientieren, aber längst nicht hinreichend. Sind die alten Maßstäbe, die diesen Vor-Urteilen zugrunde liegen, nämlich unbrauchbar geworden, was nach Arendt seit dem (vermeintlichen) Zivilisationsbruch offenkundig der Fall ist und nicht mehr durch den Einsatz zurecht konstruierter Ersatzmaßstäbe repariert werden kann, muss eben »ohne Geländer« – maßstabslos – geurteilt werden. Wie dies gehen kann, liest Arendt an Kants Modell des ästhetischen Urteils ab, in dem sie die eigentliche politische Philosophie des Königsbergers begründet sieht.⁹⁶ Das maßstabslose Urteil verfährt nicht subsumierend, sondern reflektierend, es bedenkt mit, »wie sich der zu beurteilende Gegenstand oder Sachverhalt aus Sicht eines oder mehrerer anderer darstellen könnte.«⁹⁷

Erklären versus Erhellen

Damit hängt auch die quasi hermeneutische, bisweilen zirkuläre Argumentation Arendts zusammen, von Ludger Lütkehaus am Beispiel des Natalitätsbegriffs herausgearbeitet (siehe Kapitel I.1.2.3, S. 109–112). Sie ist demselben Verfahren verpflichtet, das Günther Anders in seinen Frühschriften verfolgt. Beiden Theo-

universelle Strukturen« zu danken, dies gehe aber »mitunter nicht ohne gewaltsame Konstruktionen« ab.

94 Arendt/Jaspers 1985: 212.

95 Arendt 2005d: 114. An anderer Stelle heißt es: »Ich kann nur das definieren, was unterschieden ist, und, wenn überhaupt, nur dann zu Definitionen gelangen, wenn ich Unterscheidungen mache.« (Arendt 2000a: 325) Zu Arendt als Neoaristotelikerin vgl. Höffe 1993: 17.

96 Vgl. Arendt 1993a: 17–23f. bzw. 1985 sowie Kap. II.4.1.

97 Lüdemann 2008: 39.

retikern geht es nicht darum, einen Vorgang oder eine Sache zu *erklären*, das heißt aus vermeintlichen Ursachen und Prämissen gleichsam abzuleiten, sondern, wenn möglich, aus unterschiedlichen oder quer zur gewohnten Wahrnehmung stehenden Blickwinkeln zu *erhellen* (siehe Kapitel I.1.1.1, S. 36f.). Für adäquate Lichteffekte sorgen Unterscheidung und Übertreibung ebenso wie Collagierung und Montage, aber auch eine an Max Webers Idealtypisierung orientierte Begriffsbildung. In Bezug auf ihre Definition von Macht, Gewalt, Stärke und Autorität, im Grunde aber für alle ihre Schlüsselbegriffe gültig, mahnt Arendt: »Wenn wir uns solcher begrifflichen Unterscheidungen bedienen, dürfen wir nicht vergessen, daß sie zwar keineswegs willkürlich sind und den Phänomenen in der Wirklichkeit durchaus entsprechen, daß sie aber andererseits aus dieser Wirklichkeit gleichsam herauspräpariert sind und in begrifflicher Reinheit nur selten in ihr anzutreffen sind.«⁹⁸ Gleiches gilt von Andersschen Denkfiguren wie etwa dem historischen oder nihilistischen Menschen. Ähnlich wie Anders entwickelt Arendt Figuren, Typologien und historische Modelle, um unter »Zuhilfenahme der in der Geschichte niedergeschlagenen Erfahrungen«⁹⁹ Gegenwärtiges besser zu verstehen. In diesen Denkübungen, in der narrativen Struktur der Modell- und Idealtypenbildung – man denke an die Geschichte der Kolonisierung und Ersetzung des antiken öffentlichen Raums durch die Gesellschaft – sieht Seyla Benhabib den methodologischen Kern des Arendtschen Denkens: »Solche Denkübungen graben im Schutt der Geschichte, um jene ›Perlen‹ vergangener Erfahrungen, mit ihren sedimentierten und verborgenen Bedeutungsschichten, zu bergen, um dann aus ihnen eine Geschichte herauszulesen, die dem Denken als zukünftige Orientierung dienen kann.«¹⁰⁰

Kritik

Günther Anders und Hannah Arendt gehen, so scheint es, ohne großen, manche Interpreten meinen: ganz ohne methodologischen Vorlauf und ohne methodischen Werkzeugkasten *in medias res* und riskieren dadurch die Wertschätzung ihrer Professionen. So spricht beispielsweise Stefan Broniowski Günther Anders im Kurzschlussverfahren rundweg ab, ein Philosoph zu sein, da er keine philosophische Methode habe.¹⁰¹ Doch das trifft weder auf Anders noch auf Hannah Arendt zu, und zwar aus mehreren Gründen. Zum einen, weil beider Philosophieren erkennbar in akademischen Traditionen verankert ist, und sie sich außerdem an anerkannten Methoden wie eben der Weberschen Idealtypenbildung orientieren. Zum anderen, weil sie ihre Arbeiten, wenigstens *ex post*, auch methodologisch reflektieren (siehe oben). Margret Lohmann konstatiert bei Anders gar ein »gera-

98 Arendt 2005c: 47. Der Eindruck einer »spirituellen Pseudo-Kausalität«, der Arnold Gehlen (1961: 484) bei der Arendt-Lektüre befiel, lässt sich angesichts dieser und anderer Stellungnahmen Arendts nicht nachvollziehen. Arendt war keineswegs der Meinung, dass philosophische Ideen »reale Ereignismassen« auslösen. Sie hatte sicher kein »bewußtseinsmagische[s] Weltbild«.

99 Arendt 2000a: 282.

100 Benhabib 1991a: 149.

101 »Zum Philosophieren gehört eine philosophische Methode. Bei Anders findet sich keine solche, also ist er kein Philosoph.« (Broniowski 2003: 143)

dezu leidenschaftliches Interesse an der Orientierung der Philosophie über sich selbst.«¹⁰² Der Habitus der Distanz, mit dem sowohl Anders als auch Arendt der philosophischen Tradition begegnen, um gerade das davon – auch methodisch – unabhängige beziehungsweise abweichende Denken als philosophisch zu bestimmen, darf vor diesem Hintergrund nicht als Beleg für methodologische Inkompetenz gelesen werden. Dies vorausgesetzt, hat Stefan Broniowski sich in einer für die Methodenkritik an Anders nicht untypischen Weise von Anders' Selbsteinzenierung täuschen lassen. Zeitlebens hatte sich der Autor der *Antiquiertheit* als Außenseiter empfunden, aber auch selbstbewusst vom universitären »Betrieb« abgegrenzt, was die Autorität seiner Schriften in gewissen gesellschaftlichen Kreisen zusätzlich erhöhte und an den Universitäten unterminierte. Auch deshalb galt er in der Sekundärliteratur lange als ein unterschätzter und missachteter Unbekannter.¹⁰³ Völlig zu Recht widerspricht Broniowski diesem (Selbst-)Bild, das ihn jedoch zugleich gefangen nimmt. Denn Günther Anders' Selbsteinschätzung als Außenseiter, Autodidakt und Sekundärliteraturverächter verstellt den Blick auf seine akademischen Wurzeln, die strenge Denkschule Husserls, die intensive Auseinandersetzung mit Freud, Marx und der Frankfurter Schule, die seinen Sinn für Dialektik schärfte (und sich in seinem philosophischen Hauptwerk deutlich niedergeschlagen hat), sowie der künstlerischen Avantgarde der Weimarer Zeit. Sein Denken nährte sich aus unterschiedlichen Quellen. Auch das hat ihn, neben seiner phänomenologischen Grundausbildung, immer wieder zu kritischer Selbst- und Methodenreflexion gezwungen. Vor allem aber bewahrte es seine Philosophie vor mono-methodischer Sklerotisierung. So bleibt am Ende nur, dass Anders' (wie Arendts) Methodik höchst ungewöhnlich, unkonventionell und – freilich, wie ich meine, in einem guten Sinn – eklektisch ist. Nur folgt aus diesem Umstand keineswegs, dass es sie nicht gibt oder dass sie zwangsläufig unphilosophisch oder gar korrumpiert wäre. Broniowski nimmt nicht nur Anders' eigene methodologische Ausführungen nicht zur Kenntnis, er verwechselt außerdem die Abweichung von herkömmlichen Methoden mit der Abwesenheit von Methode überhaupt, ohne wie Anders und Arendt zu berücksichtigen, dass Epochenbrüche oder neuartige Klassen von Gegenständen wie zum Beispiel Atombomben oder Menschenklone den Rückgang auf traditionelle Denkwege fragwürdig erscheinen lassen und daher methodische Neuzugänge erfordern.¹⁰⁴

102 Lohmann 1996a: 60.

103 Vgl. dazu Dries 2009: 19ff.

104 Dies zusammengefasst, bleibt rätselhaft, wie Broniowski zu seinem harschen Urteil kommt. Zwar untersucht Anders tatsächlich kaum einmal den konkreten Gebrauch eines Produkts, wie Broniowski moniert. Dies ist aber auch nicht seine Absicht. Dass er sich hingegen überhaupt nicht für »die Sachen selbst« interessieren würde, ist schlicht abwegig. Absurd wird es, wenn Broniowski (2003: 141f.) Anders unterstellt, ihm gehe es »um eine geradezu mystische Schau der Dinge, nicht um rationale Analyse. Alles was Anders interessiert, ist er selbst, seine affektive Einstellung zu den Dingen und die metaphysischen Spekulationen, die er über ihnen, die darunter verschwinden, errichten kann.« Dem »angeblichen Kritiker« sei die Kritik »ganz wurscht, er will Emotionen, er will beeindrucken, aufrütteln, einschüchtern.« Außerdem biete er keine »überprüfbaren Untersuchungen der Wirklichkeit« (ebd.:

Das kann auch auf methodische Methodenzurückhaltung hinauslaufen, oder aber auf Methodenpluralismus. Schließlich geht es Anders und Arendt in unterschiedlicher Weise ja gerade darum, Vielfalt zu erhalten, und das schließt, besonders bei Arendt, die Vielfalt der Perspektiven ein, auch der theoretisch-methodischen. Im Lichte der Kritik mögen das *réfléchir* des Commonsense, das Unterschiede machen im Sinne Aristoteles', die methodische Übertreibung und Montage als untaugliche oder gar unzulässige Instrumente erscheinen. Dabei ist der Weg in die Hölle nicht nur mit guten Vorsätzen, sondern auch zahllosen methodisch sauber gearbeiteten, aber fragwürdigen Theorien gepflastert (man denke zum Beispiel an Descartes' verhängnisvolle Meinung über das Wesen der Tiere oder die Homo oeconomicus-Prämisse der Wirtschaftswissenschaften). Ich stimme deshalb Axel Honneth zu, wenn er über die für Arendts Werk insgesamt beispielhafte Komposition der *Elemente und Ursprünge* schreibt: »Die Art und Weise, in der sie in ihrem Totalitarismusbuch kunstvoll jene Schilderungen einfließen lässt, die Proust in seinem Roman über die Dreyfus-Affäre gibt, und auch den Gebrauch, den sie immer wieder von journalistischen Texten und zeitgeschichtlichen Untersuchungen im Zusammenhang philosophischer Erörterungen macht, halte ich für mustergültig.«¹⁰⁵ Dasselbe trifft auch auf den Andersschen Methodenmix zu. Sowohl Anders als auch Arendt stehen daher bei Kapitel II.2 methodisch Pate.

Methodologie

Es ist offensichtlich, dass der Versuch, die Philosopheme Günther Anders', Hannah Arendts und Hans Jonas' in synthetisierender Absicht zusammenzubringen und weiterzudenken, nicht zwangsläufig die Zustimmung der Betroffenen erhalten hätte. Zu stark haben sie sich voneinander unterschieden (oder zu unterscheiden geglaubt), zu groß sind, in einzelnen Punkten, die Divergenzen. Nimmt man Anders und Arendt jedoch methodisch ernst, steht einer Montage nichts im Weg.

41). Abgesehen von der Frage, wie viele Philosophien eigentlich eine (in welcher Hinsicht?) überprüfbare Untersuchung der Wirklichkeit (...) liefern, sind beispielsweise zentrale Thesen der Andersschen Fernsehphilosophie heute medientheoretisches Gemeingut – ganz unabhängig von Anders' diesbezüglichen Gefühlsäußerungen. Dass Anders darüber hinaus in gewissen Fällen ganz bestimmte Emotionen wecken will, ist eine triviale Feststellung, denn das ist zum Beispiel im Hinblick auf die Atombombe in der Tat sein erklärtes Ziel. Was Anders (1993: 244) über George Grosz schreibt – »Man sieht: Kunst, Philosophie und Politik in der Darstellung auseinanderzuhalten, ist nicht möglich, und das zu tun, wäre auch höchst unnatürlich« – gilt ebenso für ihn. Und in der Tat gehört – auch hier spricht Anders, über Grosz dozierend, von sich selbst – die Perspektive bei ihm »der Moral an, nicht der physikalischen oder physiologischen Optik.« (ebd.: 245) Wie Grosz ein »Tendenzkünstler« (vgl. ebd.: 213ff.) ist, so ist Anders ein Tendenzphilosoph, dessen Position eindeutig und dessen Urteil konsequent parteiisch ist (wie bei vielen bedeutenden intellektuellen Zeitgenossen). Zum Begriff des Tendenzdichters und seiner Analogate vgl. auch ebd.: 147–150. Darüber hinaus hat schon Margret Lohmann (1996a: 55–139) hinlänglich gezeigt, dass und inwiefern Günther Anders sowohl ein elaboriertes Methodenverständnis als auch eine Methode hat.

105 Honneth 2002: 44.

Darüber hinaus hat Hannah Arendt den liberalen Umgang mit ihrem Werk sogar ausdrücklich legitimiert: »Immer wenn man etwas schreibt, es in die Welt hinaus-schickt und es öffentlich wird, ist es jedem offenbar freigestellt, damit zu tun, was er will, und so sollte es sein. Ich habe daran nichts auszusetzen. Man sollte nicht versuchen, die Kontrolle über alles zu behalten, was mit den eigenen Gedanken passieren könnte.«¹⁰⁶ Ich bediene mich daher im geistigen Steinbruch meiner Protagonisten wie sie sich selbst bei anderen, jedoch nicht ohne auf Bruchlinien hinzuweisen. Mit Ursula Pasero formuliert: Das Werk von Anders, Arendt und Jonas »wird als Werkstatt aufgesucht«,¹⁰⁷ aber so, dass deutlich bleibt, wo das Ausgangsmaterial sich der Synthetisierung verweigert, obwohl ich diese grundsätz-lich für möglich, begründbar und sinnvoll halte. Das gilt auch für den Ausblick in Kapitel II.4. Hier wie dort eröffnet die Montage, auch dann, wenn sie sich nicht nahtlos zusammenfügt, neue Perspektiven auf Vertrautes, Anders, Arendt und Jonas eingeschlossen. Der Standpunkt dieser Perspektive ist die Lücke zwischen Vergangenheit und Zukunft, in der das Alte noch nicht Vergangenen und das Neue noch nicht angebrochen und in der doch beides schon präsent ist.¹⁰⁸ Über allen Ausführungen steht ein methodologisches Motto, das ich von Ernst Schraube entlehne, der über Anders' Technikphilosophie schreibt: »Seine [Anders; C.D.] prognostischen Interpretationen der Veränderungen menschlicher Subjektivität sind [...] Anti-Modelle, Warnbilder, mit der Absicht ausgestellt, daß sie *nicht* Realität werden.«¹⁰⁹ Das bedeutet zweierlei: Zunächst, dass die moderne Welt Gefahr läuft, sich in eine ausweglose Lage zu manövrieren. Anders, Arendt und Jonas haben sie in ihren Werken ausführlich beschrieben und analysiert. Seit Beginn der 1990er Jahre, nach dem Tod von Anders und Jonas, sind neue Anhaltspunkte für ihre Krisendiagnose hinzugekommen, manche Entwicklung hat sich unterdessen verschärft. Indem ich im Folgenden auf diese Entwicklungen fokussiere, folge ich zugleich Walter Benjamin, der in *Über den Begriff der Geschichte* befand, »daß der ›Ausnahmestand‹, in dem wir leben, die Regel ist. Wir müssen zu einem Begriff der Geschichte kommen, der dem entspricht.« Den Historischen Materialismus gegen den Historismus ins Feld führend, empfahl Benjamin, die Geschichte »gegen den Strich zu bürsten« und hinter den aus fernen Zeiten zu uns Heutigen herübertagenden Kulturgütern nicht nur die Arbeit der Genies, sondern auch den »namenlosen Fron ihrer Zeitgenossen« wahrzunehmen.¹¹⁰ Die berühmteste Gedankenfigur aus Benjamins Essay ist der von Paul Klees Bild *Angelus Novus* abgeschaut »Engel der Geschichte«, dessen vom Schrecken gezeichnetes Antlitz der Vergangenheit zugewendet ist:

106 *Remarks to the American Society of Christian Ethics* (1973), Library of Congress MSS Box 70, S. 011828, zitiert nach Canovan 1997: 83.

107 So Ursula Pasero (1995: 329) über den Ansatz Elisabeth Nordmanns in deren Arendt-Einführung (1994).

108 Die Situation, in der Hannah Arendt schreibt, macht das, was sie über die moderne Welt sagt, notwendigerweise unvollständig und provisorisch, so Maurice Weyemberg (1992: 162): »[O]n ne peut faire l'histoire de l'histoire-qui-se-fait, car on n'en connaît pas le terme.« In diesem Sinne sind auch die folgenden Ausführungen zu verstehen.

109 Schraube 1998: 153.

110 Benjamin 1990a: 696f.

»Wo eine Kette von Begebenheiten vor *uns* erscheint, da sieht *er* eine einzige Katastrophe, die unablässig Trümmer auf Trümmer häuft und sie ihm vor die Füße schleudert. Er möchte wohl verweilen, die Toten wecken und das Zerschlagene zusammenfügen. Aber ein Sturm weht vom Paradiese her, der sich in seinen Flügeln verfangen hat und so stark ist, daß der Engel sie nicht mehr schließen kann. Dieser Sturm treibt ihn unaufhaltsam in die Zukunft, der er den Rücken kehrt, während der Trümmerhaufen vor ihm zum Himmel wächst. Das, was wir den Fortschritt nennen, ist *dieser* Sturm.«¹¹¹

Genau in diesem Sinne fokussiert die in Kapitel II.2 skizzierte Theorie auf die Hinterbühne der Geschichte, auf die nicht intendierten Nebenfolgen technologischer Revolutionen, die externen Kosten des globalen Kapitalismus, den Preis der Entpolitisierung des Politischen. Die Geschichte, die sie erzählt, ist nicht die Geschichte der Sieger, aber auch keine Apotheose der Apokalypse. Denn sie bleibt mit Anders, Arendt und Jonas durchweg dem Kontingenzprinzip verpflichtet. Günther Anders hat es ins Zentrum seiner frühen Anthropologie gesetzt und in den *Suggestions for New Types of Pictures* ausdrücklich als Strukturmerkmal von Geschichte herausgestellt (siehe Kapitel I.1.1.1, S. 39ff.). Hans Jonas fürchtete zwar, die Menschheit komme »dem bösen Ende näher«,¹¹² das aber nicht zwangsläufig. Und die Totalitarismusforscherin Hannah Arendt war eine Theoretikerin der funktionalen Äquivalenz *avant la lettre*. Der Totalitarismus erschien ihr als *eine* mögliche historische Lösung des Problems der krisenhaften modernen Massengesellschaft der 20er und 30er Jahre. Hitler und Stalin waren für sie jedoch »nicht die unausweichliche Folge bestimmter historischer Ereignisse. Der Gesichtspunkt, daß die geschichtliche Entwicklung auch eine andere Richtung hätte nehmen können, soll nicht verloren gehen«, so Ingeborg Nordmann.¹¹³

Hannah Arendt hat im dritten Teil ihres Totalitarismusbuchs die Strukturelemente und Wesensmerkmale eines aus ihrer Sicht völlig neuartigen Phänomens rekonstruiert und diese in den ersten Teilen historisch verortet. Dabei ordnete sie ihr Material so an, dass – in Verbindung mit einem missverständlichen Titel¹¹⁴ – der Eindruck einer historischen Genese oder gar Notwendigkeit entstehen konnte. Dies war nicht Arendts Absicht und sie ist nicht die meine. Unter Verwendung von Methoden, Gedankenfiguren und Analysen meiner Protagonisten, ergänzt durch eigene Überlegungen und empirische Daten, versuche ich die gegenwärtigen Elemente einer künftigen totalitären Weltsituation zu identifizieren und wage eine historische Prognose unter Kontingenzvorbehalt, genauer: mache einen Flucht- oder Kristallisationspunkt aus, in dem sich diese Elemente und spezifische Entwicklungslinien in Zukunft wahrscheinlich verdichten beziehungsweise kreuzen werden. Sinn und Zweck aller Bemühungen ist – analog zur Methode der Andersschen Frühschriften – nicht die abschließende Erklärung, sondern eine vorläufige Erhellung. Zuspitzungen und Vereinfachungen sind den Prinzipien der

111 Ebd.: 697f.

112 Vgl. Jonas 1993a.

113 Nordmann 1998: 59. Vgl. ebenso Elisabeth Young-Bruehl (2004: 290).

114 Vgl. Arendt 1998a: 43f.

methodischen Übertreibung und der hermeneutischen Phantasie geschuldet.¹¹⁵ Den anthropologischen Entwürfen der philosophischen Dreieckskonstellation Anders – Arendt – Jonas entnehme ich darüber hinaus einen normativen Rahmen, in dessen Mittelpunkt der Mensch als weltoffenes Wesen steht. Wohl und Wehe dieses Wesens sind der inhärente ethische Maßstab der hier zur Diskussion stehenden genuin philosophischen Theorie der Moderne. Sie ist ohne ihr normatives Fundament ebenso wenig denkbar wie ohne permanente Rückbindung an die Empirie.

»Es liegt in der Natur der geisteswissenschaftlichen Methode«, schreibt Hannah Arendt in *Vita activa*, »daß sie geschichtliche Zusammenhänge mit großer Konsequenz und Stimmigkeit darstellen und »erklären« kann [...]. Was in solchen Betrachtungen nur leider immer wieder verlorengeht, ist die Wirklichkeit selbst«. Da alle Ideen und Begriffe als Produkte des Geistes so eng miteinander verwoben sind, »daß es niemals unmöglich ist, das Eine aus einem Anderen zu entwickeln und abzuleiten«,¹¹⁶ wird die Empirie zum unverzichtbaren Korrektiv des bloßen Theoretisierens.¹¹⁷ Sie kommt in vier Unterkapiteln (II.2.1–4) ausführlich, aber dem Umfang der Theorieskizze entsprechend zwangsläufig selektiv, zu Wort und ist zugleich die Absicherung gegen die Gefahr, dass insbesondere Arendts Begriffe, die sich derzeit großer öffentlicher Beliebtheit erfreuen, zu »griffigen Münzen im Diskurs« verkommen, »abgelöst von den historischen Erfahrungen, für deren Beschreibung und Analyse sie geschaffen wurden.«¹¹⁸ Es geht also auch darum, zu fragen, wie wirklichkeitstauglich und zukunftsfest die alten Begriffe sind. Behalten sie ihre Deutungskraft jenseits der Ereignisse, die sie einst geprägt haben? Lassen sie sich auf andere Ereignisse und Entwicklungen übertragen? Es ist Karl Jaspers, der Hannah Arendt in Reaktion auf ihre Totalitarismusstudie auf diese Fragen aufmerksam macht und zugleich den Fallstrick benennt, über den eine allzu gewisse, kontingenzblinde Antwort stolpern muss:

»Nachdem das Neue gezeigt ist, darf man fragen nach den Analogien dieses Neuen in der Geschichte. Das wird gewiß nicht leicht sein, und man darf es sich gewiß nicht zu billig machen. Und unter allen Umständen darf man die Verwirklichung des Gesamttypus dieses Neuen, so wie es von Ihnen konstruiert ist, bezweifeln für jetzt und für immer, denn die Totalverwirklichung ist nicht möglich außer in Grenzfällen einer bloßen Ausnahme.«¹¹⁹

115 Vgl. dazu auch Arendt 2000a: 245. Dort heißt es mit konkretem Bezug auf Arendts Verständnis der Amerikanischen Revolution, dass geschichtliche Vereinfachungen zugleich grob sein könnten und berechtigt, »ja sogar nötig, wenn wir denkend und erinnernd zu verstehen versuchen.«

116 Arendt 2002a: 399.

117 »Was ist der Gegenstand unseres Denkens?«, fragt Arendt (2005d: 81) rhetorisch während einer Diskussionsveranstaltung. Antwort: »Die Erfahrung! Nichts anderes! Und wenn wir den Boden der Erfahrung verlieren, dann gelangen wir in alle möglichen Arten von Theorien.«

118 Weigel 1997: 14.

119 Arendt/Jaspers 1985: 245.